

Urválek, Aleš

## Unerträgliche Leichtigkeit des Friedens : "rechte" Gedanken des Kriegsjahres 1914

*Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. 2009, vol. 14 [23], iss. 1-2, pp. [167]-183

ISBN 978-80-210-4991-8

ISSN 1803-7380 (print); ISSN 2336-4408 (online)

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/106102>

Access Date: 18. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

ALEŠ URVÁLEK

## UNERTRÄGLICHE LEICHTIGKEIT DES FRIEDENS: „RECHTE“ GEDANKEN DES KRIEGSJAHRES 1914

### **Abstrakt:**

Folgender Beitrag versucht einige rechte Konzepte zu untersuchen, die unmittelbar nach dem Beginn des 1. Weltkrieges auf der deutschen Rechten entstanden sind. Insbesondere geht der Verfasser den Gedankenfiguren nach, die Krieg gegen Frieden ausgespielt, ja ihn in einer apolitisch konservativen Haltung heroisch stilisiert haben. Folglich werden deutsche antiwestliche Interpretationen (T. Mann, W. Sombart u.w.) des Militarismus erörtert, die zu beweisen haben, dass die Deutschen moralisch höher stehen würden als alle Nationen, die sich zu ihm nicht bekennen würden. Anschliessend werden die sogenannten Ideen von 1914 charakterisiert, auf ihre einzelnen Formen hin untersucht; der grösste Platz wird in diesem Zusammenhang dem konservativen Sozialisten J. Plenge gewidmet.

Als am 1. August 1914 in Berlin Deutschland mobilisiert wurde, war nur schwer jemand zu finden, der diese Nachricht nicht ohne Dankbarkeit aufgenommen hat. Nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland berauschten sich die Massen der Männer an der Vorstellung, sie würden im Kriege für ihr Vaterland kämpfen. In anderen europäischen Ländern, insbesondere in Frankreich, war es nicht anders. Auch dort ist das Volk singend dem Krieg entgegengeauscht, dabei nicht selten von manchem anerkannten Literaten propagandistisch unterstützt. Jene fast einstimmig geteilte Kriegsbegeisterung dieser Tage war – zumindest auf deutscher Seite dadurch bedingt, dass der Krieg recht unterschiedlichen Gruppierungen mannigfaltige Medikamente gegen das damalige Krisenbewusstsein versprochen zu haben schien. Es ist ja kein Zufall, dass in diesbezüglichen Texten der Krieg oft mit „Erlösung“, „Rettung“, „Neugeburt“, „Katharsis“ verbunden wurde, G. Simmel sprach sogar von der „metaphysischen Leistung“ des Krieges.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> G. Simmel: *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen*, München/Leipzig 1917, S. 16.

Vom Krieg waren an dessen Beginn die meisten Literaten geradezu entzückt. Es ist kein Geheimnis, dass nur wenige Autoren damals den Lobgesängen an die Kriegsgötter ferngeblieben sind (H. Mann, K. Kraus, R. Schickele, A. Schnitzler, teilweise H. Hesse und G. Benn), während absolute Mehrheit kaum widerstehen konnte, egal ob es sich um Naturalisten, Expressionisten, Impressionisten, oder Neuromantiker handelte.<sup>2</sup> Im Zusammenhang mit dem massiven Zuwachs an Kriegsliteratur im August 1914 spricht man sogar von „poetischer Mobilisierung“<sup>3</sup> (J. Bab), was ja keine übertreibende Bezeichnung ist, wenn man bedenkt, dass in diesem August täglich etwa 50 000 deutsche Gedichte entstanden sind.

Da der Krieg für die Literaten eine Art „Erlösung“ zu bringen schien, war hoch auch die Erwartung, die man von ihm hegte. Es mag überraschend sein, dass die modernen Literaten, für die bis dahin *conditio sine qua non* ihrer Arbeit eine tiefe Distanz von gesellschaftlicher und politischer Problematik gewesen war, nun in solchem Ausmaß für ihre Heimat die Lanze zu brechen, ja den Krieg zu zelebrieren begannen. In Wirklichkeit kann von keinem Bruch die Rede sein. Obwohl diese bewußt apolitischen Literaten zweifellos das Feld der Politik betreten haben, haben sie nirgendwo auf ihre bisherigen Überzeugungen verzichtet; die Politisierung ist in dieser Hinsicht nur scheinbar, denn man thematisierte fast nie die „realen“ (ökonomischen, machtpolitischen) Aspekte des politischen Lebens, sondern vielmehr abstrakte, ideale Werte, sprich alles, was ihrer Meinung nach auf der Seite der antipolitischen Kultur stand, ja sich gegen die Welt der Politik und Zivilisation ausgrenzte. Die „Politisierung“ dieser Autoren hat somit keineswegs den Abstand verringert, der sie von der Politik trennte, sondern eher vergrößert. Sie haben sich nun in das langbewährte Schema hineingeschrieben, in dem die reale Politik auf der Seite von Zivilisation, Mechanik, Schwäche, allen Prinzipien der Französischen Revolution und – des Friedens – stand. Sie haben ausdrücklich für andere Werte plädiert, die mit kultureller Innerlichkeit, schöpferischer Kraft, Tiefe, Mut, Heldentum, und Werten zusammenhängen, die antiaufklärerisch und antifranzösisch waren, und somit haben sie den Krieg begrüßen müssen. Daher jene paradoxe Identifikation des Krieges mit dem Leben /Vitalisierung/ einerseits, und des Friedens mit dem Tode /Siechtum/ andererseits. Anders gesagt: der Krieg wurde positiv konnotiert als das Lebendige, der Frieden wurde dazu verurteilt, steril mit unlebendigen Werten zu verweilen, da er die unheilvolle Welt des 19. Jahrhunderts produziert habe, die nur dank dem Krieg zerstört, neugeboren und revitalisiert

<sup>2</sup> Von den bekanntesten werden in der Regel diese erwähnt: G. Hauptmann, R. M. Rilke, R. Musil, R. Dehmel, T. Mann, F. Wedekind, H. von Hofmannsthal, J. Wassermann.

<sup>3</sup> K. P. Philipp: *Volk des Zorns. Studien zur „poetischen Mobilisierung“ in der deutschen Literatur am Beginn des Ersten Weltkriegs, ihren Voraussetzungen und Implikationen*, München 1979, S. 12.

werden könne. Kurz und gut: der Krieg wurde als heroische Stilisierung einer apolitisch-konservativen Haltung aufgefasst.

Auf der rechten Seite des politischen Spektrums speiste sich die Einstellung zum Krieg aus vielen geistigen Strömungen: vom Vitalismus und Darwinismus pflegten sich diejenigen zu bedienen, die den Krieg als eine notwendige Regulierung des Lebens auffassten, die das menschliche Vermögen, oder den Willen zur Macht potenziert, während im Frieden das Leben siecht, dahinschwindet, abstirbt. Die Philosophie des Existenzialismus stellte im Krieg das Mittel zur Verfügung, mit dem man der entfremdeten Existenz ihre Tiefe und Unmittelbarkeit zurückgeben kann.

Den Deutschsprachigen Literaten bot die Atmosphäre des wilhelminischen Deutschlands keine schöpferische Inspiration, deshalb flüchteten sie zu allem, was in dieses langweilige und fade Leben schöpferische Unruhe bringen konnte. Dafür musste dann nicht selten das Todesbewusstsein erhalten: entweder pflegte man – noch recht unklar – den Krieg heraufzubeschwören, der die saturierte lange Weile beenden könnte,<sup>4</sup> oder man bediente sich – in der Opposition zu Dekadence und Ästhetizismus - des Todesmotives als einer Grenze, die imstande ist, dem absterbenden Bewusstsein noch Leben einzuhauchen.<sup>5</sup> Es ist nicht auszuschließen, dass die hier besprochene rechte Kriegesauffassung sich zum Teil von den Avantgardisten (insbesondere Futuristen) inspirieren liess, deren Proklamationen über die Unumgänglichkeit der Dynamik, Gewalt und des Krieges als der „Menschheitshygiene“ (Marinetti) eine klare Sprache sprechen. Auch auf der deutschen Rechten begegnet man dem gesunden, heroischen, unerbittlichen, edlen Wilden, der es ausgehend von den italienischen Futuristen der gesamten Avantgarde sehr angetan hat.<sup>6</sup> Wohl gemerkt, mit einigen Beschränkungen: sein Antipode war nicht der dekadent müde Intellektuelle, sondern vielmehr der utilitaristisch handelnde Engländer, der nicht einmal beim Sport auf seine „Händlermentalität“ verzichten kann, geschweige denn im Krieg, dessen heiliger Wert seinem seichten Geist für immer unzugänglich bleibt.

Der Krieg war für die deutsche Rechte vor allem eine Quelle der neuen, höheren moralischen Ordnung, die, dies war unumstritten, auch dann aufzu erhalten sei, nachdem der Krieg vom Frieden abgelöst werde. Man hielt für unumgänglich, dass die aus dem Kriegszustand gewonnenen Normen auch für

<sup>4</sup> Vgl. die bekannte, sattsam zitierte Tagebucheintragung G. Heyms vom 6. 7. 1910, wo der Krieg unmißverständlich heraufbeschworen wird, etwa in I. Fialová-Fürstová: *Expresionismus. Několik kapitol o německém, rakouském a pražském literárním expresionismu*, Olomouc 2000, S. 142.

<sup>5</sup> Vgl. z.B. das Drama „Der Tor und der Tod“ /1893/ von H. von Hofmannsthal.

<sup>6</sup> Siehe etwa J. Stromšík: „Avantgarde und Revolution“, in: B. Lemen/M. Tvrđík (ed.): *Literatur, Werte und Europäische Identität*, Praha 2003, S. 139–200.

die Nachkriegszeit verbindlich seien. Sonst würde drohen, dass der deutsche Geist moralisch verkommen würde, der auch wegen dem Krieg die Möglichkeit bekam, zu sich selbst zu finden, dh. seine Natur zu potenzieren. Während es manchen angebracht schien, über kriegerische Neugeburt des europäischen Jugendgeistes zu sinnieren, im antikapitalistischen Sinne versteht sich,<sup>7</sup> ohne sich dabei zum chauvinistischen Ausgrenzen hingerissen zu haben, haben andere lieber aus alle Kräften zu verhindern versucht, dass sich die Deutschen bezaubern – oder vielmehr anstecken – lassen von der seichten unheroischen „Händlermentalität“ der Engländer.<sup>8</sup>

Vom Krieg und seinem Genius hat man nicht selten erwartet, dass er mit der dominierenden Zeittendenz aufräumt, die Europa „an ein niedriges Kultur- und Lebensideal festschmiedet“, und somit „unserem Dasein seinen rechten Weg zur Höhe“ rauben wollte, ja sie „wollte die schwarzen Tasten an der Klaviatur entfernen, die ebenso notwendig sind wie die weissen, wenn das Instrument volltönig klingen soll.“<sup>9</sup> Der hier zitierte Schwede R. Kjellén, der der deutschen Rechten manches Stichwort geliefert hat, wusste die Anziehungskraft des Krieges prägnant auszudrücken, indem er schrieb, dass der Krieg im Gegensatz zum Frieden im Leiden mehr zu sehen vermag, als „dass es weh tut“.<sup>10</sup>

### Deutscher Militarismus

Es besteht kein Zweifel darüber, dass am Anfang des Krieges auf beiden Seiten der Front eine starke propagandistische Kampagne entfacht wurde, wo man mehr oder weniger stichhaltig zu begründen versuchte, warum das eine oder andere Land zu kämpfen begonnen hat und was es vom Krieg erwartet. In der Tat wurde das Arsenal der Vorurteile, Resentiments und nationalen Klischees reaktiviert, die zwischen den verfeindeten Nationen so lange eine unüberwindbare Kluft gegraben haben, bis der ganze Konflikt zu einem Kampf zwischen zwei wesentlich gegensätzlichen kulturellen und geistigen Prinzipien wurde. Partielle oder faktische Unterschieden wurden als prinzipielle Unterschiede uminterpretiert, die auf recht idealisierten und vermeintlich ausschliesslichen nationalen Wesen gründeten.

Während sich die deutsche Seite versicherte, dass der gesamte Westen gegen Deutschland geradezu im Kreuzzug steht, ja während man zu erschliessen versuchte, warum die Deutschen von allen gehasst würden, weshalb ihnen doch

<sup>7</sup> Vgl. M. Scheler: *Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg*, Leipzig 1917<sup>3</sup> (1915).

<sup>8</sup> Ein Paradebeispiel stellt das Buch *Händler und Helden /1915/* von W. Sombart dar.

<sup>9</sup> R. Kjellén: *Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive*, Leipzig 1915, S. 16.

<sup>10</sup> Ebenda.

eigentlich nichts anderes geblieben sei, als zu kämpfen,<sup>11</sup> haben die Alliierten Deutschland in der Regel mit Barbarentum identifiziert, dem entgegenzuwirken sei im Interesse des zivilisierten Westen und abendländischer Humanität. Aus der westlichen Sicht kämpften die Alliierten nicht gegen einen kultivierten Feind, sondern gegen den preussischen Militarismus, also gegen einen industriellen, unmenschlich kalten und dumpf bürokratischen Staat. Anders gesagt: Frankreich kämpfte nicht gegen das Land Goethes, vielmehr gegen das Land Fichtes, Krupps und Bismarcks.

Um diese Interpretation zu widerlegen, brauchten die Deutschen nicht zu verneinen, dass sie den Geist des Militarismus verkörpern; vielmehr versuchten sie, den Vorwurf des Militarismus in das Gegensatzschema Kultur contra Zivilisation einzugliedern, um daraus ein antiwestliches Argument zu machen. Man handelte nach der Devise, für den eigenen Militarismus müsse man sich nicht schämen, ganz im Gegenteil, gerade er beweist mehr als alles andere, dass die Deutschen moralisch höher stehen würden als alle Nationen, die sich zu ihm nicht bekennen würden.

Diese seltsame Konklusion variierte man auf der deutsche Rechten mit einer fatalen Selbstverständlichkeit. Die Friedensjahre, um es mit T. Mann zu sagen, goren und stanken „von den Zersetzungsstoffen der Zivilisation“,<sup>12</sup> Ethik und Moral hätten nur diejenigen im Munde geführt, die sie zu missbrauchen vorhätten.

Vor dem Krieg hatte man mit Unbehagen empfunden, dass Geist, Moral und Taten sich immer mehr vom Leben entfernten. Der Krieg hätte diese Kluft wieder zuschütten sollen. In Begeisterung der ersten Kriegstage beharrten manche, nicht nur T. Mann, darauf, dass der Geist, der sich mit dem Krieg identifizierte, noch nie so nah am Leben stand, wie eben jetzt. Danach konnte der deutsche Militarismus problemlos auf die Seite der Kultur, und somit in die engste Verwandtschaft mit den positiv konnotierten Werten des deutschen konservativ aristokratischen Heldentums plaziert werden.

In Manns kurzem Text *Gute Feldpost*<sup>13</sup> stösst man auf eine ernst gemeinte Apotheose Kants als den ersten Moralisten des deutschen Soldatentums. Sombart schuf ein Jahr später eine beispiellose Idealisierung des Militarismus, indem er ihn für „Potsdam und Weimar in höchster Vereinigung“ erklärte; er

---

<sup>11</sup> Mehr zum Kulturkrieg gegen Deutschland in, E. Troeltsch: „Der Geist der deutschen Kultur“, in: *Deutschland und der Weltkrieg*, (eds.): O. Hintze, F. Meinecke, H. Oncken, H. Schumacher, Leipzig/Berlin 1916, S. 53–89, besonders 53–60.

<sup>12</sup> T. Mann: *Gedanken im Kriege* (1914), in: ders.: *Aufsätze, Reden, Essay*, Bd. 2 (1914–1918), Berlin 1983, S. 16.

<sup>13</sup> T. Mann: *Gute Feldpost* (1914), in: ders.: *Aufsätze, Reden, Essay*, Bd. 2 (1914–1918), Berlin 1983, S. 30–33.

sei „Faust und Zarathustra und Beethoven-Partitur in den Schützengräben“.<sup>14</sup> Noch deutlicher wusste T. Mann die gegenseitige geistige Bedigtheit von Militarismus und Moral in seinen *Gedanken im Kriege* auszudrücken. Während andere Nationen auf zivile Moral hinauslaufen würden, deutsche Moral sei ohne Soldatentum undenkbar, sie offenbare sich gerade im deutschen Militarismus. Eben in ihm äußere sich deutsche Kultur und Moral.<sup>15</sup>

Diese Konklusion hatte noch eine andere Konsequenz: indem solch strenge Denkoppositionen eingehalten wurden, landete auf der Seite der positiv konnotierten Werte neben dem Krieg, Militarismus und Kultur zwangsläufig auch die Kunst. Die Art, wie man die wesentliche Verwandtschaft zwischen Kunst und Krieg begründete, sollte tiefgehende Bedenken hervorrufen. Sehen wir von der Idee des Dienstes ab, die man als tertium comparationes reklamierte (Künstler und Soldat dienen dem, was sie transzendiert), bleiben nur noch recht vage Formulierungen über das künstlerisch-soldatische Prinzip der Organisation. Dieses hielt etwa T. Mann für das „siegende kriegerische Prinzip von heute“, das zugleich das „erste Prinzip, das Wesen der Kunst“ darstellen würde.<sup>16</sup> Kunst und Krieg sollen also darin zusammenlaufen, was dem einen oder anderen momentan passt: mal ist es „das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung; Systematik; das strategische Grundlagen schaffen, weiter bauen und vorwärts dringen“, ein anderes mal „rückwärtige Verbindungen; Solidität, Exaktheit, Umsicht.“<sup>17</sup>

In Manns Auffassung ist dank der Parallellisierung der Kunst mit dem Krieg der Künstler in die Position geraten, in der er imstande sein soll, den Widerspruch zwischen Geist und Leben, Denken und Tun zu überwinden. In einen breiteren Rahmen eingebettet: Krieg wird zu einem Wendepunkt, der mit der berühmt berüchtigten Disjunktion zwischen der Abneigung zu dem westlichen zivilisatorisch-politischen 19. Jahrhundert und dem Beharren auf der unzeitgemäßen kulturellen Tiefe der deutschen Nation aufräumen mag. Wurden Krieg und Kunst in einen engen Zusammenhang gestellt, lag es nahe zu glauben, dass nun Politik und Kunst zueinander finden und die Deutschen zur kulturellen wie auch politischen Vorhut Europas werden. Man wird sie jedoch, so dachte man, zu Werten bringen müssen, die die deutsche Antwort auf die Ideen von 1789 darstellen, sei es schon als deren direkter Gegensatz, oder als Synthese der Ideen von 1789 und dessen, was sie im deutschen Sinne weiter führt.

<sup>14</sup> W. Sombart: *Händler und Helden: Patriotische Besinnungen*, München 1915, S. 85.

<sup>15</sup> Vgl. Mann: *Gedanken im Kriege* (1914), in: ders.: *Aufsätze, Reden, Essay*, Bd. 2 (1914-1918), Berlin 1983, S. 19-22.

<sup>16</sup> Ebenda, s. 14.

<sup>17</sup> Ebenda.

## Ideen von 1914

Der Krieg wurde im deutschen rechts-konservativen Lager als die Möglichkeit aufgefasst, das kranke und seinen wahren Werten entfremdete Europa mit deutscher Kriegsmedizin zu heilen und zu retten. Dank dem Krieg wird sich sozusagen der gesunde deutsche Kern „herausschälen“, das wahre deutsche Wesen wird moralisch zu sich selbst finden, um anschliessend zur wahren europäischen Alternative zu werden, die um so wahrer ist, je hartnäckiger sie alles verdrängt, was ihrer in Natur fremd ist.

Aus dem deutschen Selbstverständnis ist zu dieser Zeit jedwedes Verhältnis zum Jahr 1848 verschwunden, dessen liberal-emanzipatorische Grundsätze offensichtlich zu den Geboten der Kriegszeit querliefen. Der Krieg wurde vielmehr zum Anlass, das Verhältnis der Deutschen zu Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu klären. Er hat die Frage gestellt, welche machtpolitische und weltgeschichtliche Ansprüche aus dem ausschliesslichen nationalen Charakter resultieren? Daher die häufigen Definitionen der wahren deutschen Einstellung zu den Werten von 1789 wie auch die hartnäckige Überzeugung, dass Deutschland, kaum zu seinem wahren Wesen zurückgefuhrten, Europa retten und an dessen Spitze das neue Zeitalter betreten würde, das zu dem liberal demokratischen 19. Jahrhundert querstehen würde.

Diese Merkmale lassen sich in den meisten Essays finden, die man – frei – als „Ideen von 1914“ bezeichnet. Hierher gehört das meiste, was die deutsche Rechte am Anfang des Krieges geschrieben hat, um den Kriegskonflikt in breitere macht-politische und weltgeschichtliche Zusammenhänge einzubetten. Genauer gesagt: „Ideen von 1914“ wollten den Eindruck hervorrufen, dass sie eine unvoreingenommene ideengeschichtliche Interpretation der Universalwerte darstellen, die garantiert, dass sich die Deutschen ihrer unumstrittenen weltgeschichtlichen Sendung anvertrauen können. Doch vielmehr waren es Versuche, dem Krieg nachträglich einen Sinn und Zweck zuzuschreiben, ja ihn als ein zusätzliches Argument für das eigene, bereits vor dem Krieg proklamierte Bild der Weltgeschichte auszunutzen. In der innerdeutschen Propaganda wurde der Krieg als Kampf um die deutsche Seele stilisiert, den Ideen von 1789 mit Ideen von 1914 austragen.

Die den „Ideen von 1914“ zugeordneten Texte waren recht mannigfaltig, doch die jeweils unterschiedliche ideologische Zugehörigkeit der Autoren war am Anfang des Krieges nicht allzu spürbar. Bei älteren Texten (1914, ggf. 1915) ist den Passagen beispielsweise über die Freiheit nicht gleich anzumerken, ob sie vom rechtsgesinnten Rassisten H. S. Chamberlain, dem völkisch-konservativen Ökonomen J. Plenge, dem deutschgesinnten Schweden R. Kjellen oder dem durchaus demokratisch gesinnten Theologen und Philosophen E. Troeltsch stammen. Alle nämlich haben darauf bestanden, dass die deutsche Freiheit sich



von der seichten westlichen (französischen, englischen, amerikanischen) abhebt, und sie versuchten sich in der Kunst, diese Freiheitsversionen zu definieren und zu klassifizieren. Darin knüpften sie mehr oder weniger zweckhaft an alte Definitionen der Freiheit von Fichte, Kant und Hegel an; akzentuiert wurden Aspekte des Dienstes an dem Ganzen, es wurden traditionelle konservative Freiheitsbilder variiert, wo von der Freiheit das Pflichtbewusstsein nicht wegzudenken ist.

Auseinander halten lassen sich die einzelnen Beitragenden, indem man überprüft, in wie fern sie die ausschliessliche Wahrheit der deutschen Freiheit davon abzuleiten pflegten, dass sie unvereinbar mit der westlichen Freiheit ist, ja in wie fern sie darauf beharrten, dass Europa nur von Deutschland gerettet werden kann. Auf der konservativen Rechten wird der ideenpolitische Kriegskonflikt zugespitzt aufgefasst, die Ideen stellen Gegensätze dar. Deutschland würde Europa bereits dadurch retten, dass es sich auf das Erhalten seines autarken Wesens konzentrieren würde. Je liberaler die Autoren, desto mehr Wert legten sie auf Einverständnis, Zusammenarbeit mit anderen Nationen, desto sachlicher drückten sie sich aus, desto unerbittlicher lehnten sie die kompromisslose Politik des Hasses ab. Trotzdem bestanden auch sie weiterhin darauf, dass die Deutschen mit ihrer Idee der Freiheit zumindest spezifisch sind. .

Während die rechts-konservativen Intellektuellen es für das Typische an dem deutschen Wesen hielten, dass es dem politischen Liberalismus weitgehend fernblieb, liberalere Autoren der „Ideen von 1914“ wie F. Meinecke, M. Weber oder E. Troeltsch konnten nicht umhin, sich dem Westen und dessen liberal-demokratischen Werten zu öffnen, was ja zugleich implizierte, dass sie auf jedwede überhebliche Eitelkeit im Sinne des „Alldeutschtums“ verzichteten.<sup>18</sup> Die Deutschen hätten sich einzugestehen, dass die Andersheit, in der sie sich gefallen würden, eben auch den Ausdruck ihrer politischen Rückständigkeit gegenüber dem Westen darstelle. Und diese Überzeugung war bei Manchen damit vereinbar, dass man auch weiterhin auf der deutschen Besonderheit bestanden hat; etwa der durchaus liberale Troeltsch ist nie von seiner Meinung abgewichen, dass in Deutschland wesentliche Kategorien des moralisch politischen Denkens anders aufgefasst werden als in England, Frankreich, oder USA.<sup>19</sup>

Ausschlaggebend scheint also das Maß zu sein, in dem die einzelnen Autoren der „Ideen von 1914“ zuzugestehen bereit waren, dass zum deutschen Wesen auch das Jahr 1848 gehört, an dem nationale und liberale Tendenzen

<sup>18</sup> In diesem Sinne ermahnte M. Weber die Deutschen an die Sachlichkeit und schweigsames Handeln. Vgl. M. Weber: „Deutschland unter den europäischen Weltmächten“, in: ders.: *Gesammelte politische Schriften*, Tübingen 1988, S. 157–177.

<sup>19</sup> Vgl. E. Troeltsch: „Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik“, in: ders.: *Deutscher Geist und Westeuropa*, (ed.): H. Baron, Tübingen 1925, S. 3-27.

nicht auseinander-, sondern zusammengelaufen sind. Dies vermochten wohl nur Meinecke und Troeltsch: beide haben mit Unbehagen beobachtet, wie es in Deutschland nicht gelingen will, preussisch-konservative und bürgerlich-liberale Tendenzen zu vereinen,<sup>20</sup> und wie die Deutschen ständig in einer falschen Disjunktion oszillieren zwischen der mittelalterlichen Obrigkeitshörigkeit und der französischen Gleichheit, ja der Staatslosigkeit.<sup>21</sup> Sie bemängelten indes zugleich die Tendenz der Konservativen, sich ausschliesslich an die Jahre 1813 und 1870 festzuklammern und Fichte mit Bismarck zu besingen. Denn Fichte verkörperte in ihren Augen die spezifisch deutsche Auffassung der Freiheit (Pflichten gegenüber der Gemeinschaft) wie auch Nationalismus im Sinne der Befreiungskriege, der von antifranzösischen und antiliberalen Affekten getragen war. In Bismarck, dem Symbol des Jahres 1870, gipfelte die rechts-konservative Linie der deutschen Selbstauffassung, da Bismarck in sich die Spuren der antifranzösischen Denkens mit wesentlichen Elementen des preußischen Geistes vereinte. Diese Auffassung haben manche Autoren nicht einmal nach dem Ersten Weltkrieg verlassen, etwa O. Spengler hat ununterbrochen betont, dass der deutsche Geist sich an antiliberale Prinzipien, insbesondere an das Preussentum zu halten habe, bzw. an die preußische Variante des Sozialismus.<sup>22</sup>

Die Definitionen und Klassifizierungen der sogenannten „echten“ deutschen Freiheit, ihren Verhältnisses zur westlichen Freiheit, sei es der englischen, französischen oder amerikanischen, respektive Überlegungen darüber, wodurch die Deutschen die Ideen der Freiheit und Gleichheit zu ersetzen haben, zeichnen sich mindestens durch zwei grundsätzliche Merkmale aus. Erstens dadurch, wie willkürlich sich die Autoren mal an Fichte, mal an Kant oder Hegel anlehnen, obwohl sie immer dasselbe im Sinne haben: frei ist der Einzelne nur dann, wenn er für selbstverständlich hält, dass er seine Pflicht mit Freude tut. Wo P. Natort über die Gemeinschaft des moralischen Willens spricht, der sich dadurch auszeichnet, dass sich die Einzelnen freiwillig dem Ganzen unterstellen und unterordnen, beruft er sich auf Fichte.<sup>23</sup> Bei dem zweckmässig ausgelegten Fichte fanden alle Publizisten Zuflucht, die die geistige Botschaft des Jahres 1914 für einen Bestandteil der Tradition der *Reden an die deutsche Nation* und die Perspektive „Fichte und wir“ für dermaßen verbindlich hielten, dass sie nimmermüde wurden, an die „Pflichten gegenüber der Gemeinschaft“ zu mahnten.<sup>24</sup>

<sup>20</sup> Vgl. H. Lübke: *Politische Philosophie in Deutschland*, Basel, Stuttgart 1963, S. 203.

<sup>21</sup> Vgl. E. Troeltsch: „Die Ideen von 1914“, in: ders.: *Deutscher Geist und Westeuropa*, (Hg.): H. Baron, Tübingen 1925, S. 49.

<sup>22</sup> Vgl. O. Spengler: *Preußentum und Sozialismus*, München 1920.

<sup>23</sup> Vgl. H. Lübke: *Politische Philosophie in Deutschland*, Basel, Stuttgart 1963, S. 191.

<sup>24</sup> Darin waren kaum zu überbieten H. Schwarz, O. Ditrich und D. Bischoff. Mehr dazu in, B. Bauch: *Fichte und unsere Zeit*, Erfurt 1920.

Sombart lehnte sich in seinem Buch *Händler und Helden*<sup>25</sup> an Fichte an (oft nennt er ihn in einem Atemzug mit Nietzsche), immer wenn er hervorheben wollte, dass die Deutschen von seinen gesunden geistigen Kräften zehren könnten, während die Engländer ihren beschränkten geistigen Horizont ihren Pragmatikern, Utilitaristen, also Denkern zu verdanken hätten, für die das Leben nichts als Vertrag sei (H. Spencer, J. S. Mill, T. Hobbes). H. S. Chamberlain berief sich bei seiner in der Tat identischen Auffassung der deutschen Freiheit nicht auf Fichte, sondern auf Kant und Luther. Seine Definition der deutschen Freiheit, die besagt, dass nur ein Deutscher imstande ist, die Notwendigkeit in seinen Willen zu integrieren, d.h. er „will aus ganzem Herzen, was er in der Tat wollen soll“, hat unmißverständlich Kantsche Prägung. Chauvinistische Folgen indes, die Chamberlain davon abgeleitet hat, (die Engländer stellen eine Apotheose des kleinen Hirns, die Deutschen eines großen Hirns, daher sind sie verpflichtet, andere Nationen zur wahren Freiheit zu erziehen, denn nur Deutschland „ist die wahre Heimat der Freiheit, ja deren einzige Heimat“),<sup>26</sup> haben weder mit Kant noch mit Fichte etwas zu tun.

Bei E. Troeltsch würden wir nach ähnlichen Extremen vergeblich suchen. In seinem Text *Die deutsche Idee von der Freiheit*<sup>27</sup> bemühte er sich um eine unvoreingenommene Definition der Stellung, die die einzelnen Nationen zur Freiheit einnehmen. Obwohl Troeltsch ebenfalls über eigentümliche deutsche Freiheit spricht, weigert er sich nicht, den französischen (Rousseau) und englischen (Locke) Einfluss anzuerkennen, der dann im deutschen Milieu und unter der Wirkung der Idealisten wie Kant, Fichte und Hegel eine spezifisch deutsche Form gewonnen habe. Während Troeltsch die „deutsche Idee der Freiheit“ für das Gemeingut all der genannten Grössen erklärte, J. Plenge hat dieses Triumvirat zerbrochen, um Kant auf eine Seite und Hegel mit Fichte auf die andere zu stellen. Kant hatte in seinen Augen die Thesen, bzw. die Freiheit im Sinne des Jahres 1789 verkörpert, während dank Fichte und insbesondere Hegel die Freiheit ein höheres Niveau erreichte; sie wurde zur Freiheit mit dem Pflichtbewusstsein gegenüber dem Ganzen, zur Freiheit im Sinne der Ideen von 1914.

Ein weiteres, wohl wesentliches Merkmal ist die Präsenz der Begriffe „Organisation“ und „Sozialismus“ im deutschen rechts-konservativen Diskurs. Etwa T. Mann erblickte im Prinzip der Organisation das Bindeglied zwischen Kunst und Krieg; in den „Ideen von 1914“ war das Prinzip der Organisation bezogen auch auf politische und wirtschaftliche Staatsordnung. Dass es beliebt war, lag oft an der Freude an der Kriegsmobilisation. Das Prinzip der Organisation war somit eine Art Beschwörungsformel, dank der man hoffte, die moder-

<sup>25</sup> W. Sombart: *Händler und Helden: Patriotische Besinnungen*, München 1915.

<sup>26</sup> H. S. Chamberlain: *Demokratie und Freiheit*, München 1917, S. 16.

<sup>27</sup> E. Troeltsch: „Die deutsche Idee von der Freiheit“, in: ders.: *Deutsche Zukunft*, Berlin 1916, S. 7-60.

ne auf einzelne Atome zerspaltene kapitalistische Welt, ja den Klassenkampf und Egoismus durch die kompakte nationale Gemeinschaft zu ersetzen.

Von Vorteil für das Prinzip der Organisation erwies sich auch die Feststellung, dass die deutsche Kriegswirtschaft imstande ist, schwierige Lage zu meistern. Meistens wurde dies in Zusammenhang gebracht mit einer zentralistisch geregelten Staats- und Wirtschaftsordnung, die an Fichtes „geschlossenen Handelsstaat“ erinnerte. So legte sich die „Organisation“ P. Natorp zurecht: sie war ihm ein Heilmittel gegen den falschen Individualismus, kurz gegen die falsche Freiheit im Sinne der Ideen von 1789. Im Krieg, der eine strengst, ja total geregelte Produktion der Ware und Soldaten fördere, trete noch deutlicher die wahre deutsche Freiheit ans Licht, die nicht fragen, sondern gehorchen und dienen würde, da hier jeder Befehl mit dem Wunsch ineinsfalle; Natorp sprach in diesem Sinne von „Gemeinschaft sittlichen Wollens“.<sup>28</sup> Am anschaulichsten jedoch präsentieren sich die Bindungen zwischen Freiheit, Organisation, Sozialismus und Konservatismus in dem Werk J. Plenges, eines heute bereits halbvergessenen Ökonomen.

### Konservativer Sozialismus bei J. Plenge

Johann Plenge wird in der Regel die Autorschaft des Terminus „Ideen von 1914“ zugeschrieben. In seinem Buch *Der Krieg und die Volkswirtschaft*<sup>29</sup> hat er damit den geistigen Inhalt der revolutionären Ereignisse vom August 1914 ausgedrückt; „Ideen von 1914“ waren in seinen Augen identisch mit der Mobilisierung, mit dem Fest des 2. August, kurz dem „inneren deutschen Bewusstsein des Sieges“. An diesen Tagen ist der Geist der neuen deutschen Nation geboren, der „Geist der stärksten Zusammensetzung aller wirtschaftlichen und staatlichen Kräfte zu einem neuen Ganzen, in dem alle mit gleichem Anteil leben“.<sup>30</sup> Nach Plenge hat nach dem Terminus „Ideen von 1914“ der schwedische Politologe R. Kjellén gegriffen,<sup>31</sup> der sich ausdrücklich auf Plenge bezogen hat; später tauchte er bei vielen anderen Intellektuellen auf, unter anderem bei E. Troeltsch.<sup>32</sup>

Plenges nicht immer deutlicher Schreibeweise ist schwer zu entnehmen, in welchem Sinne der Autor einzelne Kategorien gebraucht, da ihre Bedeutungen

<sup>28</sup> Vgl. H. Lübke: *Politische Philosophie in Deutschland*, Basel, Stuttgart 1963, S. 191.

<sup>29</sup> J. Plenge: *Der Krieg und die Volkswirtschaft*, Münster 1915.

<sup>30</sup> Ebenda, S. 187–188.

<sup>31</sup> R. Kjellén: *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive*, Leipzig 1915.

<sup>32</sup> So nannte er seine Vorlesung, die er 1916 in der *Deutschen Gesellschaft 1914* hielt. E. Troeltsch: „Die Ideen von 1914, in: ders.: *Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden*, H. Baron (ed.): Tübingen 1925, S. 31–58.

oft verschwimmen. Zur zentralen Kategorie der Organisation bemerkt Plenge: „Organisation ist Sozialismus.“<sup>33</sup> Ein anderes mal spricht er von ihr im Zusammenhang mit dem deutschen ökonomischen Fortschritt, plötzlich kommt ihm dabei die Grösse der deutschen Baumeister von Domen in Stein und in Musik“ oder „Organisatoren von Armeen und Arbeiterbataillonen“. Daraus schlussfolgert er schnell, dass die neue deutsche Grösse in Fähigkeit zur Organisation besteht, also im praktischen „Dichten und Denken“.<sup>34</sup>

Plenge verwendet den Terminus Organisation im politischen, wirtschaftlichen wie auch allgemeinen Sinne immer dann, wenn er die menschliche Fähigkeit meint, die Welt rational, praktisch und konstruktiv zu handhaben. Genau so wenig ist auch beim Terminus Sozialismus der traditionellen Bedeutung zu rechnen. Plenge erwähnt niergendwo, dass das Privateigentum abgeschafft werden sollte, er denkt keinesweges gleichmacherisch und schon gar nicht ist seinen Texten zu entnehmen, dass die Macht von der Arbeiterklasse usurpiert werden sollte. Sozialistisch ist an seiner Auffassung des Sozialismus nur Folgendes: Tendenz zur zentralisierten Wirtschaftsplanung, sehr allgemein verstandener Primat des Ganzen zu Ungunsten der Einzelnen und Hass gegenüber dem Kapitalismus, insbesondere zu dessen Selbstregulationsobsessionen.

Bei Plenge bedingen diese drei Elemente einander. Am Kriegsbeginn glaubte er sich in seiner Überzeugung bestätigt, dass diesen Krieg am besten derjenige Staat übersteht, der seine Wirtschaft zentral plant, also Wirtschaft, Politik und Moral möglichst eng miteinander verkoppeln würde. Der Krieg, so dachte er, potenziert (totalisiert) die Wirtschaft und gleichzeitig bringt er eine moralische Kultivierung hervor. Die Kriegsnot schnürt die wirtschaftlichen Maschen enger. Politik geht insofern in Wirtschaft und Moral hinein, als das organisierte (organisch differenzierte) Ganze von Staat und Wirtschaft Menschen bilden, die unter bestehenden Kriegsbedingungen sich freiwillig zu fügen, unterzuordnen bereit sind, um ihren Pflichten nachzugehen. Obwohl Plenge diese Verbindung Organisation bzw. Sozialismus genannt hat, präziser liesse es sich als Geburt des konservativen Ethos aus dem Kriegsgeist des geschlossenen Handelsstaates bezeichnen.

Dieser durchaus konservative Ethos<sup>35</sup> der deutschen Freiheit in sozialistischer Verpackung ist eine Domäne der deutschen Nation und deren beispiellosen Charakters. Fehlt die Strenge zu sich selbst, kennt man weder Entsagung, noch die Kriegsnot, kann man nie aus dem Krieg wie neugeboren hervorge-

<sup>33</sup> J. Plenge: *Der Krieg und die Volkswirtschaft*, Münster 1915, S. 97.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 93.

<sup>35</sup> Barbara Beßlich schreibt, dass Plenge den Begriff Sozialismus für konservative Ideologeme gebrauchte. Den Grund dafür sieht sie in der konservativen Rezeption Hegels. Vgl. B. Beßlich: *Wege in den Kulturkrieg. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914*, Darmstadt 2000, S. 280–281.

hen. Daraus geht die schon klassische konservative Schlussfolgerung, die alle Fakten missachtet, um sich auf der Welle der proklamierten Werte tragen zu lassen. Nur so ist die Sicherheit Plenges zu erklären, der 1915 selbstsicher behauptet, dass die englische Freiheit, die das ganze 19. Jahrhundert dominiert hatte, falsch und zukunftslos sei, da ihr zügelloser Individualismus ausserstande gewesen sei, im Krieg den Staat aufrechtzuerhalten. Demgegenüber stelle die deutsche Freiheit die Freiheit des 20. Jahrhunderts. Die Deutschen seien eine Vorbildnation, also ihre Ideale würden Ziel der Ganze Welt bestimmen, abgesehen davon, wie der Krieg ausgehen würde. Auch bei Plenge stossen wir auf den traditionelle konservative Zusatz über die gesamteuropäische Heilkraft des deutschen Geistes, der im deutschen national-konservativen Denken spätestens seit Fichte heimisch geworden ist: „Wenn England gesund werden will, muss es am deutschen Geist und an deutscher Organisation gesund werden.“<sup>36</sup>

Auch Plenge pflegt das, was ist und sein soll, davon abzuleiten, was notwendig zu sein hat. Auch in seinen Überlegungen überwiegen Stellvertretungen, genauso oft und gern bedient er sich der Kausalketten der Oposita, von denen problemolos abgeleitet werden kann, was man gerade braucht. Den Hass gegenüber den selbstregulativen Prinzipien des Kapitalismus vertuscht er mit der Theorie des mutierenden Kapitalismus, der in Kriegsbedingungen sich in den Sozialismus transformiert. Diejenigen, die weiterhin an Kapitalismus glauben, laufen zwangsläufig am weltgeschichtlichen Telos vorbei. Indem Plenge wahre deutsche Werte definiert, glaubt er gleich einige Gegner zu bezwingen. Deutschland verkörpert in seinen Augen eine strenge organisierte wirtschaftliche, staatliche und moralische Einheit. Nach ihr hatte sich Plenge bereits vor dem Krieg gesehnt,<sup>37</sup> doch erst im Krieg bekam Deutschland das Segen, um zu seinem wahren Wesen zu gelangen. Dass sich die Deutschen innerlich erneuert haben, wiegt mehr als das reale Ergebnis der Kriegskämpfe. Bereits dies ist ein Sieg. Sobald Deutschland sich selbst überwunden habe, könne ihm niemand mehr den Sieg nehmen. Man braucht die Opfer nicht zu bereuen, da alles, was die Deutschen im Krieg verlieren würden, von der Tatsache wettgemacht werde, dass ihre Nation und Organisation stärker würde; in jeder Zeit, der Kriegszeit allen voran, ist am wichtigsten „Sieg über den wirtschaftlichen Eigennutz des Einzelnen [...] ein Sieg der Pflicht und eine Sieg der sozialen Gesinnung“.<sup>38</sup>

Plenge achtet darauf, dass seine Rhetorik weder aggressiv, noch imperialistisch wirkt. Die Deutschen seien nur dann stark, wenn sie Maß einhalten,

<sup>36</sup> J. Plenge: *Der Krieg und die Volkswirtschaft*, Münster 1915, S. 189.

<sup>37</sup> Bereits vor dem Krieg, etwa im Buch *Marx und Hegel* (1910) verteidigte Plenge die konservative Auffassung der Gesellschaft. B. Beßlich ist sogar überzeugt, dass Plenges „Ideen von 1914“ in gewissem Sinne „Ideen von vor 1914“ waren. In B. Beßlich: *Wege in den Kulturkrieg. Zivilisationskritik in Deutschland 1890-1914*, Darmstadt 2000, S. 312.

<sup>38</sup> J. Plenge: *Der Krieg und die Volkswirtschaft*, Münster 1915, S. 54.

ja wenn sie möglichst gerecht seien; wenn sie nicht „Führer und Vorarbeiter, sondern Herr und Ausbeuter der Welt sein wollen“,<sup>39</sup> würde ihnen der Sieg versagt bleiben.

Diese Aufrichtigkeit vermag im konservativen Diskurs fast alles zu rechtfertigen. Sobald die Deutschen zu sich selbst gefunden haben, finden sie zugleich zu ihrer weltgeschichtlichen Sendung, die von Gott auferlegt und deren Erfüllen ihnen „und der Welt Zum Heile“<sup>40</sup> wird. Die gerechten Deutschen werden einen Kreuzzug eröffnen, dessen Ergebnis zwar im voraus bekannt ist, doch man muss den Krieg pflichtgemäß zu Ende führen, damit dieser Kampf im Dienste des Weltgeistes erfolgreich werden könnte. „Die Niederlage Deutschlands ist unmöglich. Der unentschiedene Krieg ist für alle gleich verhängnisvoll [...] Darum möge uns der Sieg gegeben werden.“<sup>41</sup> Sei die Rhetorik schon aggressiv, oder friedlich, an der Notwendigkeit des totalen Siegs kann sich nichts ändern. „Nur der volle Sieg Deutschlands ist ein Segen für alle unbeteiligten Länder. Er ist auch für die Gegner weniger gefährlich als die endlose Verlängerung der Gegensätze. Er sichert den neuen Aufstieg der Kultur und eine höhere Form des staatlichen Lebens.“<sup>42</sup>

Plenge war davon überzeugt, dass dieser „Aufstieg der Kultur“ sich auch nach dem Krieg im Sinne der „Ideen von 1914“ abspielen würde. Es würde von allgemein europäischem Interesse sein, dass Europa auch nach dem Krieg unterm Zeichen der deutschen Prinzipien Organisation und Sozialismus stehen würde. Angesichts dessen fühlte sich Plenge durch Stimmen beunruhigt, die zwar nichts gegen deutsche wirtschaftliche Selbstzucht hatten, es jedoch abgelehnt haben, sich Sozialismus und Organisation auch für die Nachkriegsjahre zu verpflichten, und stattdessen eine Rückbesinnung auf die Vorkriegsjahre ordiniert haben. Um diesen kapitalistischen Eskapaden Einhalt zu gebieten, versuchte Plenge nochmals begrifflich die Grundopposition 1789 und 1914 zu erfassen, die allen seiner Überlegungen zugrunde lag. Das Buch *1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes*<sup>43</sup> sollte erweisen, dass das Land, in dem Ideen von 1914 geboren sind, zum Vorbild für die ganze Welt werden kann.<sup>44</sup> Kritik mancher seiner Kollegen hat gezeigt, dass er auch in diesem sonst recht geschätzten Buch von der fraglichen Prämisse der deutschen Ausschliesslichkeit ausging.<sup>45</sup>

39 Ebenda, S. 198.

40 Ebenda, S. 200.

41 Ebenda, S. 200.

42 Ebenda, S. 200.

43 J. Plenge: *1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes*, Berlin 1916.

44 Ebenda, S. 168.

45 Vgl. etwa M. Scheler: „1789 und 1914“, in: ders. *Politisch-pädagogische Schriften*, Bern

### Ideen von 1789 und Ideen von 1914: Antithese oder Synthese?

Die Werte von 1914 setzte Plenge ausdrücklich in Gegensatz zu den Werten von 1789. Er bestand jedoch darauf, dass seine Auffassung komplexer ist als alle bisher bekannten. Ein Paradebeispiel der vereinfachenden Versionen der „Ideen von 1914“ war für ihn R. Kjellén, der laut Plenge nichts anderes getan, als dass er alle Werte von 1789 (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) durch ihre direkten Gegensätze ersetzt habe, also durch Ordnung, Gerechtigkeit, und Gotteskindschaft. Dies lehnte Plenge ab, weil er das Verhältnis zwischen 1789 und 1914 nicht für kontradiktorisch, vielmehr für konträr hielt, genauer gesagt, es war für ihn ein Verhältnis der Thesis und Synthesis, in dem die Thesis (1789) zwar überwunden, doch nach wie vor in der Synthesis (1914) präsent sei. Obwohl die Werte von 1914 ein höheres Entwicklungsstadium darstellen würden, die Werte von 1789 würden dadurch nicht negiert, vielmehr seien sie synthetisch entwickelt. Plenges Fazit lautet: „Denn der echte Entwicklungsgegensatz muss beides einbegreifen: Gegensatz und Erhaltung.“<sup>46</sup>

Schaut man sich Kjelléns Text *Die Ideen von 1914*<sup>47</sup> an, erweisen sich die so stark betonten Unterschiedlichkeiten zwischen Plenge und Kjellén als recht übertrieben. Kjellén ist zwar darüber begeistert, dass von der jemals mächtigen „dreiteligen Kerze der neuen Menschheit“ des Jahres 1789 im Krieg höchstens „drei qualmende Dochte“<sup>48</sup> übrig geblieben sind, er betont jedoch, dass das Verhältnis zwischen 1789 und 1914 ein konträres ist, ja dass 1789 zu 1914 als Synthese zur Antithese stehe. Zwar bleibt er manchmal der Denkschablone „Entweder-Oder“ verhaftet,<sup>49</sup> trotzdem ist deutlich, inwieweit er sich darum bemüht, auf jedewede Einseitigkeit zu verzichten; der Freiheit gesellt er zwar die Ordnung zu, doch nicht kontradiktorisch, sondern konträr. Kurz und gut: Plenge geht es nicht darum, die Freiheit zu negieren, ja uns von ihr zu emanzipieren, vielmehr ergänzt er sie um Verantwortung und Autorität.

Diesbezüglich besteht zwischen Plenge und Kjellén kein grosser Unterschied. Beide halten den Krieg für einen geschichtlichen Wendepunkt, der mit der falschen Epoche des Friedens, Individualismus und Materialismus, wie auch der Humanität aufräumen würde. Für beide war zweifellos, dass mit dem Krieg wieder mal die Rechte von den Pflichten zu verdrängen seien. Sie korrigieren und ergänzen „Ideen von 1789“ um komplementäre Elemente, die Pflicht

---

1982, S. 584–599, oder E. Troeltsch: „Die Ideen von 1914, in: ders.: *Deutscher Geist und Westeuropa...*, besonders S. 31–36.

46 J. Plenge: *1789 und 1914. Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes*, Berlin 1916.S. 90.

47 R. Kjellén: *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive*, Leipzig 1915.

48 Ebenda, S. 27.

49 Vgl. R. Kjellén: *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive*, S. 46.



und Dienst betonen. Sie verwahren sich dagegen, dass man „Ideen von 1914“ einseitig mit „blindem Gehorsam“ (Kjellén) identifizieren, oder dass man auf der Organisation kompromislos beharren sollte, ohne jede Beschränkung und Rücksicht auf den Willen der Einzelnen (Plenge).

Im Lichte des Vergleichs tritt eine andere Differenz ans Licht, als die von Plenge hervorgehobene. Kjellen grenzt sich gegen 1789 mit Nietzsche im Rücken aus. Der mehrmals beschworene Zarathustra weist bei Kjellen darauf hin, dass „Ideen von 1914“ vor allem jede Durchschnittlichkeit bekämpfen; „Ideen von 1789“ haben die Welt mit niedrigen Idealen überflutet, mit der Tiefe aufgeräumt, Leute des Sinnes für eine tragische (sprich ästhetische) Lebensauffassung beraubt. Im Gegensatz zu ihm hat Plenge für Nietzsche kein Verständnis. Er warnt davor, sein Buch als „navádění k panské morálce“ zu verstehen, noch deutlicher lehnt er alle Versuche ab, seine „Ideen von 1914“ an Nietzsche anzulehnen.<sup>50</sup>

Plenges konservative Gebot der Stunde heißt Selbstüberwindung, die an fröhlichen Unterordnungswillen grenzt. Bei ihm sind viel seltener die so typischen Klagen über Durchschnittlichkeit. Feigheit, Schwäche, Herdentum oder unpersönliche Kräfte, die den Menschen entfremden. Um so mehr werden hier der „Staatsapparat“, ergebene Beamte, organisiertes Planen ästhetisiert. Der Vergleich mit Kjellen zeigt, dass Plenges „Ideen von 1914“ einen eigentümlichen Standpunkt darstellen, da sie nicht nur individuelle Bedürfnisse und Rechte ablehnen, sondern gleichzeitig auch alles „Dionyssche“. Laut Plenge überwinde Hegel Kant, indem er die Gemeinschaft dem Einzelnen vorziehe, und genauso würden die Ideen von 1914 die Ideen von 1789 überwinden. Nietzsche knüpft laut Plenge an den unseligen Subjektivismus Kant an, und erliegt dem Dionysschen Rausch. Dies sei nur dadurch zu brechen, dass man das Appolinische Element privilegiert, und auf klares und kühles Urteil setzt, sprich auf Individuen, die insofern zu sich selbst werden, als sie am Ganzen Anteil haben, sich darin eingliedern.<sup>51</sup> Deutsche Freiheit ist die Freiheit eines Menschen, der freiwillig den Willen des Ganzen vollzieht.

Plenges Position war recht ungewöhnlich. Indem er über die übergeordnete Zusammenhänge nachdachte, in die Leute verwickelt sind, hat er diesen Zusammenhängen keineswegs eine tragische Aura verliehen. Während sein bekannterer Zeitgenosse M. Weber in diesen Tendenzen das unumgängliche Böse der Moderne erblickte, hat Plenge vielmehr Rationalisation, Bürokratie und Organisation maximal ästhetisiert, um sie folglich für eine Herausforderung für den modernen Menschen zu erklären. Eher als an seine Zeitgenossen, die sich

<sup>50</sup> Plenge wundert sich im Zusammenhang mit Nietzsche darüber, welch „gefährlicher Heiliger für die Ideen von 1914! Was für eine ungewohnte Aufgabe für den seltsamen Heiligen! J. Plenge: *1789 und 1914. Die symbolischen Jahre...*, S. 144.

<sup>51</sup> Vgl. ebenda, S. 87-90.

zur Modernität gleichgültig oder ablehnend stellen, muss man bei Plenge an jüngere Generationen der Konservativen denken, etwa an E. Jünger. Denn auch dieser wollte sich nicht von der Moderne abwenden, um in intakten vormodernen Bedingungen Zuflucht zu finden, sondern er verlangte, dass der Mensch, der konservative Werte kultivieren möchte, durch die Herausforderungen der modernen Technik sozusagen „gestählt“ wäre. Im Vergleich zu ihm war Plenge doch noch mehr an den Staat gebunden, er kombinierte die absolute Hingabe an den Staat mit der Bewunderung gegenüber der modernen, sachlichen, kühl rationalisierten Gesellschaft.

